

Rezension: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*

Böhme, Jeanette

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Böhme, J. (2002). Rezension des Buches *Qualitative Forschung: ein Handbuch*, von U. Flick, E. v. Kardorff, & I. Steinke. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 3(1), 163-168. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-280002>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

- and Politics of Ethnography. Berkeley 1986. Diese Debatte ist ausgezeichnet dokumentiert in Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hrsg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M. 1993.
- 3 Said, Edward W.: Orientalism, London 1978.

Jeanette Böhme

Rezension: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2000. 768 S., ISBN 3-499-55628-6. Preis: € 19,90

Uwe Flick und Ernst von Kardorff sind in der systematisierenden Methoden- und Methodologiediskussion keine unbekannteren Autoren. Die Grundlage dafür stellt das 1991 erschienene „Handbuch Qualitative Sozialforschung“, das beide mit Stephan Wolff, Lutz von Rosenstiel und Heiner Keupp herausgaben und mit Letzterem erneut 1995 auflegten. Flick veröffentlichte 1995 im Rowohlt Taschenbuch Verlag ein Buch über „Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaft“ und der Band „Triangulation. Methodologie und Anwendung“ ist im Verlag Leske + Budrich angekündigt. Für die hier zu diskutierende 2000er Handbuchausgabe haben Flick und von Kardorff als Mitherausgeberin Ines Steinke gewinnen können, die 1999 eine Monographie zu der aktuellen Diskussion um „Kriterien für die Bewertung qualitativer Forschung“ veröffentlichte. Und so lässt sich bereits mit Blick auf die Herausgeber der ausformulierte Anspruch des Handbuches ‚ablesen‘: einerseits „Bestandsaufnahme und Ortsbestimmung der sich differenzierenden qualitativen Forschung“ zu sein und andererseits die „neueren Trends im Bereich der Theorie und Methodenentwicklung“ aufzuzeigen (S. 27).

Die Rezension der 768seitigen Publikation kann nur auszugsweise inhaltlich konkret, zumindest aber verweisend auf die insgesamt 55 Beiträge eingehen. Anderes drängt sich auf, nicht nur weil es den Herausgebern gelungen ist, Autoren für den Band zu gewinnen, die als ausgewiesene Experten für die versammelten Forschungsansätze und -probleme gelten. Das Handbuch ist in sieben Kapitel untergliedert: Nach einer Einleitung folgt im zweiten Teil die Vorstellung paradigmatischer Forschungsstile am Beispiel ausgewiesener Forscher, drittens werden grundlagentheoretische Bezüge und Problemfokussierungen von Forschungsansätzen vorgestellt, im vierten Kapitel werden die methodologischen Diskursarenen eröffnet, im fünften wird auf qualitative Methoden sowie Forschungspraxis und im sechsten auf kontextspezifische Probleme, wie Ethik, Verwendung, Lehre und zukünftige Herausforderungen qualitativer Forschung eingegangen.

Erfrischend wirkt die *Eröffnung des Handbuches*, in der nicht – mit gekränktem Blick auf den ‚großen quantitativen Bruder‘ – die Geschichte des qualitativen Emanzipationskampfes erzählt wird. Anstelle wird die Frage aufgeworfen: Was ist qualitative Forschung? Die erste Antwort lautet: eine „normal science“ (S. 13). Und so zeigt diese rhetorische Selbstverständigung zum Auftakt des Bandes, dass man auf dem besten Wege dahin ist. Schließlich lockt die nächste Teilüberschrift zum Weiterlesen: „Einladung zur qualitativen Forschung“ (S. 14). Dies ist nun interessant, vorausgesetzt man fragt sich: Wer lädt wen in welcher Situation ein? So spricht man in der Regel Einladungen aus, wenn sich antizipierte Begegnungen nicht naturwüchsig ergeben. Entweder weil der Eingeladene potentiell unwillig oder skeptisch dieser gegenüber steht und daher umworben werden muss. Oder weil es sich bei dem, der einlädt, um einen streng selektierenden Türöffner handelt. So oder so, mit dem Kauf dieses Buches hat man die Einladung in die „normal science“ in der Hand. In dieser findet sich schließlich auch die zwei-

te Antwort auf die Frage, was diese ‚normal science‘ kennzeichnet: „Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten ‚von innen heraus‘ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben“ (S. 14). Dass der formulierte Anspruch die Ausdifferenzierung der qualitativen Forschungslandschaft unterbietet, dürfte schließlich auch dem eingeladenen Einsteiger an der Stelle evident werden, wo diese über drei Hauptlinien systematisiert wird (vgl. S. 18): ‚Anspruchsgemäß‘ fokussiert die Linie in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus sowie der Phänomenologie, auf die „eher subjektiven Bedeutungen und individuellen Sinnzuschreibungen“ und ethnomethodologische sowie konstruktivistische Ansätze zeigen sich auch noch in diesem Sinne an „Routinen des Alltags und der Herstellung sozialer Wirklichkeit“ interessiert. Schwer lassen sich dagegen die strukturalistischen und psychoanalytischen Ansätze zu der formulierten Kennzeichnung qualitativer Forschung in Beziehung setzen, die nicht nur „von der Annahme von latenten sozialen Konfigurationen sowie von unbewussten psychischen Strukturen und Mechanismen“ ausgehen, sondern darauf ihr Forschungsinteresse zentrieren. So überzeugend die vorgestellten Hauptlinien auch sind, lässt sich hier eine unterschwellige entwertende Marginalisierung strukturalistischer und psychoanalytischer Orientierungen in einem verengten Bild qualitativer Forschung ausmachen. Dies setzt sich fort. So werden in der Einleitung den Hauptlinien Verweise auf weiterführende Beiträge im Theoriekapitel zugeordnet: Zur ersten Hauptlinie die Beiträge von Roland Hitzler und Thomas S. Eberle zur phänomenologischen Lebensweltanalyse sowie von Norman K. Denzin zum Symbolischen Interaktionismus und zur zweiten die Beiträge von Jörg R. Bergmann zur Ethnomethodologie sowie von Uwe Flick zum Konstruktivismus. Die strukturalistische und psychoanalytische Linie wird „last and least“ weniger bedacht. So wird der strukturalistischen Forschungslinie kein weiterführender Verweis auf Beiträge im Band angefügt, obwohl ein

solcher auf die „Sozialwissenschaftliche Hermeneutik“ von Hans-Georg Soeffner angebracht gewesen wäre. Schließlich werden hier die theoretischen Grundlagen zur hermeneutischen Wissenssoziologie vorgestellt, auf die sich Jo Reichertz im Methodenteil bezieht. Dort wiederum wird deutlich gemacht, dass sich die Forschungsperspektive einer hermeneutischen Wissenssoziologie auch aus der kritischen Auseinandersetzung mit der Objektiven Hermeneutik generiert hat. Die Nachvollziehbarkeit dieses Diskurses setzt jedoch eine Darstellung des genetischen Strukturalismus voraus, die den ‚Einsteigern‘ in qualitative Forschung im Theorieteil der nächsten Ausgabe des Handbuches nicht vorenthalten bleiben sollte. Mit Blick auf die psychoanalytische Forschungslinie finden sich zwei Hinweise, die jedoch nicht in das grundständige dritte Theoriekapitel führen. Vielmehr wird eher verstreut sowohl auf den Beitrag von Maya Nadig und Johannes Reichmayr zum Forschungsstil der Ethnopschoanalytiker Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy als auch auf den Methodenbeitrag von Hans-Dieter König zur Tiefenhermeneutik verwiesen. Gerade im Letzteren findet der Leser zwar zentrale theoretische Grundlagen etwa zum psychoanalytischen Verständnis von Alfred Lorenzer pointiert dargestellt, die dann mit der methodischen Anwendung am Fall gekonnt verknüpft werden, jedoch wäre eine Entzerrung in zwei Beiträge gewinnbringender. Zudem hätte die Ergänzung eines Theoriebeitrages zur Psychoanalyse als Interaktions- und Sozialisationstheorie nicht nur die Stringenz in der Systematik gesteigert.

Im *zweiten Teil* wird dann das ‚Kochrezept‘ „Wie qualitative Forschung gemacht wird“ angekündigt und dabei der Bezug auf „paradigmatische Forschungsstile“ (S. 30) eröffnet. In den folgenden sieben Beiträgen stehen dann zentrale Vertreter verschiedener Forschungsansätze im Zentrum: Anselm Strauss (Bruno Hildenbrand), Erving Goffman (Herbert Willems), Harold Garfinkel und Harvey Sacks (Jörg R. Bergmann), Paul Willis (Rolf Lind-

ner), Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy (Maya Nadig und Johannes Reichmayr), Clifford Geertz (Stephan Wolff) und Norman K. Denzin (Yvonna S. Lincoln). Das Dilemma der Autoren dieser Beiträge wird beim Lesen deutlich: Einerseits steht der Versuch, den Forscherhabitus der Genannten herauszustellen, der andererseits mit einem konkreten Forschungsansatz verquickt ist. Diese Forschungsperspektiven und -haltungen darzustellen, stehen jedoch in Gefahr der Redundanz gegenüber anschließenden Beiträgen im Theorie-, Methodologie- oder Methodenteil. Dennoch kann ein übergreifendes Fazit dieses Abschnittes sein: Forschungsansätze ermöglichen und verhindern die Umsetzung konkreter Forschungsstile, die auf habituellen Dispositionen aufrufen. Aber noch eine zweite ‚Lesart‘ lässt sich zu diesem Teil halten: Ausgang dafür ist die Herausgebersicht, dass es sich bei den genannten Auserwählten um „Riesen“ handelt, „auf deren Schultern wir stehen“ (S. 30). Doch wer ist dieses „wir“? Wenn dabei nicht nur die Herausgeber, sondern auch deren Kollegenschaft gemeint ist, dann gehört der eingeladene Einsteiger hier nicht dazu. Wissenschaftlicher Nachwuchs wird so symbolisch vor die ‚Riesen mit paradigmatischen Forschungsstilen‘ gestellt. Beim näheren Hinschauen zeichnet sich hier der Entwurf einer Generationsbeziehung dieser ‚normal science‘ ab: Da sind auf der einen Seite die Vor-Bilder, die kollegial gewürdigt werden – und gern hätte man noch „Howard S. Becker, Marie Jahoda, Dorothy K. Smith, Ulrich Oevermann oder William F. Wythe und einige andere, die alle zu dieser Galerie hinzugehören“ aufgenommen, diese Riesen „mögen verzeihen, dass sie sich hier nicht wieder finden“ (S. 31). Auf der anderen Seite sind die eingeladenen Besucher dieser Ausstellung, die unter der Hand als Nachahmer dieser paradigmatischen Forschungsstile konzipiert werden. Gleichwohl bleibt dieser zweite Teil des Bandes ein Konzeptionsvorschlag für die noch ausstehende Geschichtsschreibung qualitativer Sozialforschung. Diese kann

weder allein auf die Darstellung der Entwicklung scheinbar ‚entpersonalisierter‘ Diskurse beschränkt bleiben, noch der Gefahr erliegen, im Lichte eines Summariums von Hagiographien herausragender Forscher zu erscheinen. Vielmehr empfiehlt sich eine Berücksichtigung neuerer Ansätze in der Disziplingeschichtsschreibung, in denen die Konzentration auf die Biographik von Denkkollektiven im Zentrum steht und der Einfluss wissenschaftsexterner Faktoren auf Erkenntnisgenerierung betont wird. Beinahe wäre er also geblieben, der Beigeschmack, dass auf die Frage ‚Wie qualitative Forschung gemacht wird‘, die Antwort gegeben wird: über die Orientierung an den Schulen der ‚Riesen‘ – wäre da nicht am Ende der Ahnenreihe Norman K. Denzins „Leben in Bewegung“, das von Yvonna S. Lincoln porträtiert wird. Mit dieser Zeichnung eines ‚Riesen‘ der Dekonstruktion solcher Ahnengalerien der qualitativen Forschung wird das paradoxe Moment dieses Abschnittes laut.

Auch wenn es die Überschrift des *dritten Teils* suggeriert, wird dort nicht eine „Theorie qualitativer Forschung“ vorgestellt. Vielmehr findet der Leser hier einerseits die bereits genannten Beiträge zu grundlegenden Bezugstheorien qualitativer Sozialforschung, andererseits gegenstandsspezifische Forschungsprogramme und Theorieentwicklungen. Bei der Systematik dieses Teils wurde demnach implizit auf differente sozialwissenschaftliche Konzeptionierungen des Theoriebegriffs zurückgegriffen, die übrigens in einem Methodologiebeitrag im vierten Kapitel des Bandes von Werner Meinefeld expliziert werden. Vor dem Hintergrund dieser überzeugenden Herausarbeitung des Stellenwertes von Wissensformen aus allgemeintheoretischen und gegenstandsbezogenen Konzepten sowie Alltagstheorien für die einzelnen Phasen des gesamten Forschungsprozesses, wäre eine Unterteilung des Kapitels sinnvoll gewesen. In dem Teil der gegenstandsbezogenen Konzepte findet nun der Leser profunde Beiträge zur Qualitativen Biographieforschung (Winfried Marotzki), zur Qualitativen Generations-

forschung (Heinz Bude), zur Lebensweltanalyse in der Ethnographie (Anne Honer), zu Cultural Studies (Rainer Winter), zur Geschlechterforschung (Regine Gildemeister), zur Organisationsanalyse (Lutz von Rosenstiel) und zur Qualitativen Evaluationsforschung (Ernst von Kardorff). Jede Systematik wirft jedoch auch ‚blinde Flecken‘, hier etwa auf den Bereich der Medienforschung, der Bildungsforschung, der Professionalitätsforschung, die aktuellen Diskussionen zur Kindheitsforschung und ihrem Verhältnis zur Jugendforschung etc.

Zu Beginn des *vierten Teils* zur Methodologie qualitativer Forschung gibt Uwe Flick einen systematischen Überblick zur Konzipierung eines Forschungsdesigns und einige Hinweise zur Antragstellung für die Bewilligung von Sachbeihilfe. Darüber hinaus findet der Interessierte in diesem Kapitel gut strukturierte und weiterführende Beiträge, etwa von Werner Meinefeld zu Hypothesen und Vorwissen in der qualitativen Forschung und von Jo Reichertz zur Abduktion, Deduktion und Induktion. In den daran anschließenden Beiträgen zu Fallauswahl, Sampling, Fallkonstruktion wird der damit verbundene Abgrenzungsdiskurs zwischen qualitativen und quantitativer Forschungslogiken hinsichtlich seiner Kontraproduktivität kritisiert (Hans Merckens) und in eine Diskussion um Transversalitätsphänomene überführt (Udo Kelle/Christian Erzberger). In dem Beitrag von Uwe Flick zur Triangulation qualitativer Methoden werden unter Rückgriff auf bereits etablierte Systematisierungsversuche entsprechende Varianten vorgestellt. Dabei findet sich auch ein Verweis auf die implizite Triangulation in ethnographischen Ansätzen (S. 314), deren weiterführende Diskussion gerade hinsichtlich der Gefahren, aber auch Potentialitäten einer Nivellierung methodologischer Probleme von Interesse gewesen wäre. Ines Steinke setzt sich im letzten Beitrag des Methodologieteils mit dem Widerspruch auseinander, für die stark fallbezogene und explorative Konzipierung und Umsetzung eines Forschungsdesigns, „ei-

nen universellen, allgemein verbindlichen Kriterienkatalog zu formulieren“ (S. 323), auf dessen Grundlage die Qualität qualitativer Forschung gesichert werden kann. Diese noch recht junge Diskursarena findet hier profunde Anregungen für eine weiterführende Bearbeitung damit verbundener methodologischer und forschungspraktischer Probleme.

In dem anschließenden *fünften Teil* findet der Leser auf etwa 250 Seiten 22 Beiträge unter der Überschrift „Qualitative Methoden und Forschungspraxis“. Implizit ist dieser Teil folgendermaßen systematisiert: Nach dem äußerst lesenswerten Beitrag von Stephan Wolff zu Problemen und Ambivalenzen in den Phasen des Feldzugangs, werden etablierte Erhebungsverfahren vorgestellt. Neben einer Erläuterung verschiedener Interviewformen, verweist Christel Hopf auf ambivalente Einschätzungen der erkenntnisgenerierenden Potentiale gescheiterter Forschungspraxis. Leicht verständlich und lesenswert, daher auch in der Lehre gut einsetzbar, dürfte der Beitrag von Harry Hermanns sein, wo das „Interviewen als Tätigkeit“ in der Figur des „Stegreif-Dramas“ theoretisiert wird (S. 361). Neben Dilemmata der Interviewsituation werden forschungspraktische Herausforderungen des Gefühlsmanagements, des Recorder-Unwohlseins, der Schaffung eines Gesprächsklimas und der Öffnung einer Bühne herausgestellt und die Doppelrolle des Interviewers diskutiert. Schließlich werden Verführungsspielen, wie Schonverhalten, Angst sowohl vor Peinlichkeit, Intimverletzung oder Persönlichkeitskrisen als auch vor Schweigen ebenso thematisiert, wie das Selbsterleben des Interviewers als Ausbeuter, das sich lediglich im „Gefühl der glücklichen Koinzidenz“ (S. 366) auflöst. Die abschließenden ‚Regieanweisungen‘ sind schließlich eine gute Möglichkeit, das eigene Vorgehen beim Interviewen zu entscheiden. Stringent in Absetzung zu Interviewverfahren, die hinsichtlich ihrer individuellen Isolierung kritisiert werden, stellt Ralf Bohnsack einen Beitrag zur Gruppendiskussion. Betont wird auch hier, wie in den

ausgewiesenen Monographien dieser ‚Schule‘, dass es bei diesem Verfahren nicht um die Erhebung von Gruppenmeinungen, vielmehr um kollektive Orientierungsmuster im interpretativen Aushandeln von Bedeutungen geht. Schließlich folgt ein typischer Christian Lüders-Beitrag zum Beobachten im Feld und zur Ethnographie, insofern neben einer profunden Darstellung des Diskussionsstandes auch kritisch anstehende Herausforderungen thematisiert werden, hier besonders die Auswertungsproblematik ethnographischer Materialien, die gewissermaßen im Schatten der „immer wieder propagierte(n) multiperspektivische(n) Zugangsweise“ (S. 399) steht. Dies bildet eine Überleitung zu den folgenden Beiträgen, die methodische Zugänge zu medien-spezifischen Datensätzen wie der Fotografie (Douglas Harper), den Film (Norman K. Denzin) und elektronischen Prozessdaten als multimodale Hybride (Jörg R. Bergmann/Christoph Meier) in das Zentrum stellen. Web-Seiten, so Jörg R. Bergmann und Christoph Meier im letztgenannten Beitrag, müssen „als eigenständige kommunikative ‚Gattung‘ verstanden werden, für die die Amalgamierung verschiedenster Darstellungselemente konstitutiv ist“ (S. 432). Daraus ergeben sich Probleme sowohl bei der Dokumentation als auch Auswertung, deren Lösung in einer ‚ethnosemantischen Vorgehensweise‘ entworfen wird. Es zeigt sich, dass in diesem Bereich der qualitativen Sozialforschung noch grundlegend offene Fragen bestehen. Ein Bruch in der Systematik dieses Abschnittes ist der folgende, informative Beitrag von Sabine Kowal und Daniel C. O’Connell zur Transkription von Gesprächen. Gewissermaßen wird darüber implizit eine Zäsur zwischen Beiträgen vorgenommen, die sich eher auf die Erhebung und die Herausforderungen von Datenmaterial konzentrieren und Beiträgen, die Auswertungsmethoden in das Zentrum stellen. So folgen nun profunde Darstellungen zur Analyse von Leitfadeninterviews von Christiane Schmidt, zur Analyse narrativ-biographischer Interviews von Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-

Rosenthal, zur Qualitativen Inhaltsanalyse von Philipp Mayring und zum theoretischen Codieren von Andreas Böhm. Schließlich findet sich auch ein Beitrag von Udo Kelle zur computergestützten Analyse qualitativer Daten – äußerst lesenswert auch für Skeptiker. Denn hier wird nicht euphorisch angepriesen, vielmehr werden kritisch mögliche Einsatzbereiche diskutiert: Techniken zur Organisation und Verwaltung von Daten, Codierung und formale Relationierung von Textpassagen und schließlich deren graphische Darstellung in Netzwerken. Kelle weist schließlich auf bestehende Bedenken hin, etwa hinsichtlich der methodologisch unreflektierten Grundlagen dieser Verfahren und die Gefahr, dass der Fall durch die Konzentration auf Codierkategorien aus dem Blick gerät. Vor dem Hintergrund einer beobachteten Angleichung des Funktionsumfangs verschiedener Softwarepakete, etabliert Udo Kelle schließlich als Auswahlkriterium, wie die „Modelle der Datenverwaltung und Datenpräsentation zum eigenen Denkstil passen“ (S. 487). Link-Verweise auf einen Demo- und Informationsspool zur Orientierung werden mitgeliefert. Im Weiteren wird die Vorstellungsrunde etablierter Auswertungsverfahren fortgesetzt: Stephan Wolff liefert einen interessanten Beitrag zur Dokumenten- und Aktenanalyse, Jo Reichertz geht komprimiert auf die Objektive Hermeneutik und hermeneutische Wissenssoziologie ein, gehaltvoll ist auch der Beitrag zur Konversationsanalyse von Jörg R. Bergmann. Mit Hubert Knoblauch und Thomas Luckmann wird schließlich auf die Gattungsanalyse eingegangen, Ian Parker schreibt zur diskursanalytischen Methode, Hans-Dieter König – wie schon erwähnt – zur Tiefenhermeneutik. Kurzum, der Leser findet im Methodenteil ein Fundus an weiterführenden und interessanten, allemal substantiellen Abhandlungen über ein differenziertes Spektrum an Auswertungsverfahren. Deutlich wird jedoch dem Handbuchsleser auch, welche starken Überlappungen es zwischen den dargestellten methodenspezifischen Forschungspraxen gibt. Und so

bleibt zu überlegen, inwiefern angesichts der zunehmenden Ausdifferenzierung qualitativer Forschung eine kontrastierende Diskussion von Forschungsansätzen und -perspektiven die Orientierung durch das dichter werdende Methodengefilde erleichtern könnte. In diesem Teil setzen die leistungswerten Abhandlungen sowohl von Heinz Bude zur Kunst des Interpretierens als auch von Eduard Matt zur Darstellungsproblematik qualitativer Forschung einen interessanten Schlussakkord.

Im *sechsten Teil* des Bandes wird auf kontextspezifische Fragen zur qualitativen Forschung eingegangen. Nach dem Beitrag zur Forschungsethik von Christel Hopf findet der Leser Anregungen zur Lehre qualitativer Forschung von Uwe Flick und Martin Bauer. Schließlich geht Ernst von Kardorff der klassischen Frage nach der Verwendung qualitativer Forschungsergebnisse nach, bis der Leser auf den verheißungsvoll überschriebenen Beitrag von Hubert Knoblauch stößt, in dem es um die „Zukunft und Perspektiven qualitativer Forschung“ geht. Hier wird konstatiert, was m.E. in den Auftakt des Handbuches gehörte: es wird die Etablierung „einer – international bislang kaum wahrgenommenen – Entwicklung eigenständiger hermeneutischer Methoden“ behauptet, die jedoch „auf Kosten dessen, was andernorts als Kern der qualitativen Sozialforschung angesehen wird“ (S. 625) geht. Mit diesem scheelen Blick auf die Ethnographie im angelsächsischen Raum wird ein Plädoyer zur Förderung ethnographischer Orientierungen formuliert, um an internationale Forschung anschließen zu können. Diese keineswegs neue Argumentation bleibt jedoch fragwürdig. Denn gerade die duale Tradition deutschsprachiger Forschung – hermeneutische Textauslegung und soziologisch-theoretische Auseinandersetzung mit dem Kommunikationsbegriff – eröffnet eine starke Potentialität, von der das Handbuch ein beeindruckendes Zeugnis ablegt. Diese gilt es im Weiteren hinsichtlich neuer Herausforderungen für qualitative Sozialforschung zu entfalten, die Knoblauch unter anderem im Kleide der Medienforschung daher kommen sieht. Ge-

rade in Erschließungsversuchen der konstatierten medialen Fortbewegung vom Schrift-Logischem könnte es sich dann auch bemerkbar machen, dass die qualitative Forschung mit der Postmoderne-Debatte hierzulande nie eng verbunden war (S. 631). Ergänzend dazu sieht Christian Lüders eine Weiterentwicklung qualitativer Forschung an eine diszipliniertere Einlösung der Gütekriterien gebunden. Betont wird dabei die Nachvollziehbarkeit der Ergebniserzeugung, die durch eine „Kultur der Plausibilisierung von Forschungsergebnissen“ (S. 634) zunehmend verdrängt wird, und die Verdeutlichung methodologischer Implikationen von Forschungsprojekten. Erschwerend für die Verwirklichung dieser Qualitätssteigerung sind externe Erwartungen, die an qualitative Forschung herangetragen werden und nach Lüders einen „Etikettenschwindel“ (S. 638) provozieren. Diese kritischen Ausblicke auf qualitative Forschung – eine schöne Gestaltschließung für das Handbuch. Und so wirkt der Beitrag von Alexandre Métraux etwas angehängt, in dem eine profunde Auseinandersetzung mit der Frage von Methoden und Theoriebildung à la Anselm Strauss erfolgt – doch noch eine paradigmatische Fokussierung der Eingeladenen am Ende?

Wer sich darüber hinaus weiter orientieren möchte, findet im Serviceteil, erstellt von Heike Olbrecht, auszugsweise Link- und Literaturhinweise zu Lehr- und Handbüchern, Zeitschriften und Buchreihen, klassischen Studien und Aufsätzen qualitativer Forschung, Internetquellen, Software-Programmen zur computergestützten Bearbeitung qualitativer Daten und Hinweise zu Lehre sowie Fortbildungen. Schließlich kann sich der Weitersuchende auf den knapp 100 Seiten starken Literaturverzeichnis sowie Personen- und Sachregister weiterführende Anregungen einholen. Das Handbuch „Qualitative Forschung“ von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke ist unstrittig ein Standardwerk und empfehlenswert.